

Weißes Blut

Leukämiepatienten haben heute eine deutlich verbesserte Überlebenschance.

Allerdings hängt der Heilungserfolg vor allem von der Art des Blutkrebses ab.

Von Katrin Elger

EIN PAAR DOHLEN fliegen über Ralf Rambachs Kopf hinweg. Am Wegesrand wachsen Silberdisteln und rosafarbene Steinnelken, unter seinen Schritten knirscht das Geröll. Links neben Rambach fällt der Hang steil ab. „Wenn ich so nah an einen Grat herangehe“, sagt er, „dann habe ich Angst.“ Der 67-Jährige atmet schwer, der Aufstieg strengt ihn an. „Ein ehemaliger Fallschirmjäger mit Höhenangst. Das muss man sich mal vorstellen.“ Es klingt nicht verbittert, wie er das sagt. Eher so, als sei er noch immer erstaunt darüber, wie diese Krankheit ihn und sein Leben verändert hat. Blutkrebs.

Der Wind ist an diesem frühsommerlichen Tag auf 1800 Metern kühl. Rambach bereut es, dass er keine Jacke über sein blau-weiß kariertes Hemd gezogen hat. Umkehren will er trotzdem nicht. Es fehlen nur noch ein paar Meter bis zum höchsten Punkt des Hochgrats. Dieser Berg in den Allgäuer Alpen bedeutet dem ehemaligen Bundeswehroffizier sehr viel.

Hier hat er damals auf der Terrasse des Gipfelrestaurants in einem Liegestuhl neben seiner Tochter und seiner Frau gesessen. Er hatte mehrere Chemotherapiezyklen hinter sich, war schwach und müde. Rambach sah sich den Himmel an, die gelbe Seilbahn, das Bergpanorama und die Wiesen. „Und da habe ich mir gesagt: Das Leben ist so schön, und das darf noch nicht vorbei sein. Du schaffst das, Ralf.“

Zwölf Jahre ist das jetzt her. Seitdem hat der Rentner keinen kritischen Befund mehr bekommen. „Ich bin gesund“, sagt er.

Tatsächlich sind die Überlebenschancen bei einigen Blutkrebsformen in den vergangenen Jahren gestiegen. Bessere Medika-

mente, ausgefeiltere und individuell zugeschnittene Therapiekonzepte, mehr Erfahrungswerte haben diesen Erfolg ermöglicht.

Allerdings ist Blutkrebs nicht gleich Blutkrebs. Was viele Menschen nicht wissen: Es gibt zahlreiche Leukämieformen. Manche davon lassen sich allein mit Tabletten behandeln, andere erfordern das volle Programm: hochdosierte Chemotherapien, Bestrahlung, Stammzelltransplantation. Im schlimmsten Fall müssen die Patienten eine nervenzehrende Suche nach einem passenden Spender durchmachen. Außerdem ist da die Angst, dass der Organismus die fremden Zellen abstoßen könnte oder dass der Krebs sich wieder in den Körper schleicht.

Maïke de Wit zeichnet in ihrem Büro mit dem Finger unsichtbare Überlebenskurven für die einzelnen Jahrzehnte auf den Tisch. Die Chefärztin am Onkologischen Zentrum des Vivantes Klinikums Neukölln in Berlin arbeitet seit 25 Jahren in der Krebsmedizin und ist erleichtert darüber, dass sie heute mehr für die Patienten tun kann als früher.

Im Schnitt liegt die Wahrscheinlichkeit, dass ein Erwachsener fünf Jahre nach der Diagnose noch lebt, nach Angaben des Robert Koch-Instituts derzeit bei rund 40 Prozent. In den Achtzigerjahren waren es nur etwa 30 Prozent. „Ich nehme an, dass sich in den kommenden Jahren noch einmal einiges für die Patienten verbessern wird“, sagt de Wit. Sie hofft, dass viele der heftigen Nebenwirkungen, die manche der Medikamente und Therapien mit sich bringen, gemindert werden können – und die Behandlungskonzepte besser auf den Einzelfall ausgelegt werden.



SIMON KOY / SPIEGEL WISSEN



„Ich bin gesund“

Mehrere Chemos
und eine Stammzell-
therapie retteten
Ralf Rambach vor
zwölf Jahren das
Leben.

Blutkrebs oder Leukämie ist der Oberbegriff für bösartige Erkrankungen des Knochenmarks, der Stätte der Blutbildung. Abweichungen im Erbmateriale der Blutzellen führen dazu, dass Zellen entstehen, die sich schnell und unkontrolliert vermehren. Plötzlich geraten zu viele deformierte weiße Blutkörperchen in den Umlauf. Daher kommt der Name Leukämie. Er bedeutet weißes Blut, von Griechisch leukos = weiß und haima = Blut.

Das Verhältnis von festen zu flüssigen Bestandteilen verändert sich. „Wie bei einem Teig“, erklärt de Wit. „Je weniger Flüssigkeit darin ist, desto zäher wird er.“

Das Blut fließt nur noch schwer durch dünne Äderchen. Folge ist eine schlechte Durchblutung, die zu Sehstörungen und Thrombosen führen kann.

DEN EXTREMSTEN FALL, den die Ärztin je erlebt hat, war ein Patient, bei dem sie 400 000 weiße Blutkörperchen (Leukozyten) in einem Mikroliter Blut fand. Normal sind bis zu 10 000. Bei einem Befund dieser Art lässt sich der Unterschied zu gesundem Blut sogar mit dem bloßen Auge an der helleren Farbe erkennen. „Bei so hohen Werten besteht akute Lebensgefahr“, sagt de Wit.

Ihr Patient war nur deshalb aufgefallen, weil die Ärzte im Vorfeld einer Leistenbruchoperation einen Blutcheck gemacht hatten. Die Ergebnisse versetzten die Mediziner sofort in Aufregung – zum Glück noch rechtzeitig. Heute seien seine Blutwerte in Ordnung, erzählt de Wit. „Nur der Leistenbruch ist noch immer nicht operiert.“ Der war am Ende sein kleinstes Problem.

Es passiert häufig, dass Leukämien erst dann entdeckt werden, wenn Patienten sich wegen anderer Dinge beim Arzt melden. Denn nicht immer sind die Symptome klar zu deuten: Zahnfleischbluten, häufige Infektionen, Appetitlosigkeit, blaue Flecken, vergrößerte Lymphknoten.

Auch Ralf Rambach hatte keine Ahnung, was sich da in seinen Adern zusammenbraute, als er sich vor einer Gallenblasen-OP Blut abnehmen ließ. „Als man mir sagte, ich hätte chronisch lymphatische Leukämie, war ich nicht besonders schockiert“, sagt er. „Mit Krebs habe ich das erst mal gar nicht in Verbindung gebracht.“ Hinzu kam, dass die Ärzte zunächst Entwarnung gaben. Für ihn habe die typische „Anfangstherapie Watch and Wait“ gegolten. Häufig leben Menschen mit chronisch lymphatischer Leukämie (CLL) viele Jahre beschwerdefrei. Es ist die am häufigsten vorkommende Blutkrebs-

form in Deutschland, die auch als bösartiges Lymphom betrachtet wird. Rambach war mit 50 zudem noch relativ jung. Die Krankheit trifft sonst eher ältere Menschen. Rund die Hälfte der erwachsenen Patienten lebt fünf Jahre nach der Diagnosestellung noch.

„Man denkt dann ja erst mal, dass man mit dieser Leukämieart irgendwie noch Glück gehabt hat“, sagt er.

Doch in seinem Fall war anfangs sehr viel Pech im Spiel. Ohnehin ist es für die Patienten schwierig, eine verlässliche Prognose zu erhalten. Im Regelfall lässt sich ihr Krebs zwar in eine bestimmte Kategorie einteilen; wie er sich dann allerdings tatsächlich entwickelt, ist von Person zu Person verschieden.

Bei Rambach etwa verschlechterten sich die Werte entgegen der ärztlichen Annahme schon bald rapide. „Meine Leukämie ist plötzlich galoppiert“, sagt er. Innerhalb weniger Tage schwellen seine Lymphknoten am Hals so stark an, dass man vier Hände gebraucht hätte, um ihn zu umfassen. Die Ärzte konnten ihm nur durch einen Luftröhrenschnitt das Leben retten. Danach lag er drei Wochen im künstlichen

Koma, schon währenddessen bekam er die erste Chemotherapie.

Grundsätzlich ziehen Mediziner hauptsächlich zwei Kriterien heran, um Leukämien zu klassifizieren. Zum einen bestimmen sie den Verlauf: akut oder chronisch. Zum anderen differenzieren sie zwischen den Zellarten: myeloisch („aus dem Knochenmark“) oder lymphatisch („aus dem Lymphsystem“).

Für bestimmte chronische Fälle gibt es mittlerweile eine Vielzahl an Arzneimitteln, die so gut sind, dass sie häufig eine Stammzelltransplantation überflüssig machen. „Wenn das erste Medikament versagt, können wir uns beraten und ein zweites verordnen“, sagt de Wit. „Wir haben relativ viele Möglichkeiten und können zielgerichtet vorgehen.“ Die Mediziner wissen, welches Chromosom befallen ist. Wirkstoffe wie Imatinib hindern die entarteten Zellen daran, sich weiter zu vermehren.

Düsterer sieht es bei akuten Leukämien aus, wie sie etwa beim ehemaligen FDP-Chef und früheren Außenminister Guido Westerwelle im Juni diagnostiziert wurde. Akut heißt diese Form deshalb, weil sie sich



Gefährliches Leiden

Der ehemalige FDP-Chef und frühere Außenminister Guido Westerwelle ist an akuter Leukämie erkrankt (hier am 20. Juli bei einem Reitturnier in Aachen).

„MAN WIRD SO ANGREIFBAR UND VERLETZLICH. EIN SELTSAMES LEBEN IST DAS.“

innerhalb weniger Wochen entwickelt. Westerwelle hatte keine Ahnung, in welcher Gefahr er schwebte, als er im Krankenhaus sein Knie untersuchen lassen wollte.

BEI DIESER FORM hätten die Patienten „weiterhin eine eher schlechte Prognose“, schreibt das Robert Koch-Institut. Die Betroffenen brauchen sofort eine intensive chemotherapeutische Behandlung, häufig auch noch eine Strahlentherapie. Denn oft wissen die Mediziner nicht, wo sie mit den Medikamenten genau ansetzen sollen. „Den Krebs zu behandeln ist, als verprügelte man einen Hund mit einem Stock, um seine Flöhe zu vertreiben“, beschreibt es etwa die Künstlerin Anna Deavere Smith, die sich für ihr Theaterstück „Let me down easy“ intensiv mit Leukämie beschäftigt hat.

Damit die bösartigen Zellen zerstört werden, muss die Chemo-Dosis meist extrem hoch sein. „Daran hat sich in den vergangenen 30 Jahren leider nicht viel geändert“, sagt de Wit.

Für die Patienten bedeutet es, dass die Nebenwirkungen noch immer außergewöhnlich heftig ausfallen können. Ihnen gehen nicht nur die Haare aus, sie können auch innere Blutungen bekommen und sich lebensbedrohliche Infekte einfangen. Deshalb dürfen die Kranken in den Tagen nach der Behandlung ihr Isolationszimmer auf keinen Fall verlassen.

Hinzu kommen die unangenehmen Nebenwirkungen anderer Medikamente, die die Patienten vorsorglich noch schlucken müssen: Antibiotika gegen bakterielle Infekte, Mittel gegen Viren und Pilze sowie Wirkstoffe gegen die schlimme Übelkeit, die mit der Behandlung einhergeht.

Kommt der Krebs wieder, ist häufig die letzte Chance eine Stammzelltransplantation. Die Suche nach einem Spender ist nicht einfach, häufig sogar dramatisch. Wie bei der 18 Monate alten Neele aus Berlin, deren Eltern im vergangenen Jahr erfuhren, dass ihre Tochter eine akute Leukämie hat. Während eines Ostseeeurlaubs begann das Drama: Das Baby hatte fast 39 Grad Fieber. Zurück in Berlin, bekam das Mädchen Durchfall, eine hervortretende Ader am Bein gefiel dem Arzt nicht, genauso wenig die blauen Flecken an anderen Stellen.

Einige Wochen später hatte Neele bereits die erste Chemotherapie hinter sich.

Der Krebs verschwand, kam aber nach wenigen Monaten wieder. Unter Vollnarkose entnahmen ihr die Ärzte Knochenmark. Dabei führten sie eine Nadel in den Knochen ein und saugten die Substanz ab. Das Ergebnis der Untersuchung: Neele braucht eine Stammzelltransplantation.

Weder in der eigenen Familie noch in der Deutschen Knochenmarkspenderdatei (DKMS) gab es aber nach den ersten Suchläufen einen passenden Spender. Niemand hatte übereinstimmende Gewebemerkmale. Diese sind genetisch festgelegt und können im Labor bestimmt werden.

Neeles Eltern handelten schnell. Sie gründeten im Mai eine Facebook-Seite mit dem Titel „Rettet Neele“, schalteten die Boulevardpresse und das Radio ein und starteten eine große Infokampagne. Denn je mehr Menschen sich bei einer Stammzellspenderdatei wie der DKMS anmelden und eine Speichelprobe einschicken – das ist erst einmal alles –, desto wahrscheinlicher kann Patienten wie Neele geholfen werden.

Es gelte, „die Nadel im Heuhaufen zu finden“, schreibt Neeles Familie auf Facebook. Darunter posten sie ein Bild des kleinen Mädchens im Mini-Maus-Pullover. Neele sind durch die Chemotherapie die Haare ausgefallen, ebenso die Wimpern und die Augenbrauen. Sie hat schon einiges durchgemacht. Trotzdem schaut sie schelmisch in die Kamera und streckt dem Fotografen eine Spielzeugfigur entgegen.

Bereits kurze Zeit nach dem Aufruf vermelden Neeles Eltern, dass es seitdem 8000 neue Registrierungen bei der DKMS gegeben haben soll. „Leute, ihr seid der Wahnsinn“, schreiben sie. Und zwei Wochen später endlich die frohe Botschaft: „Es gibt einen passenden Spender für Neele!“ Die Überlebenschancen des Mädchens für die kommenden fünf Jahre sind nun gut. Der Statistik zufolge schaffen es 80 bis 85 Prozent der Kinder. Auch wenn eine Stammzelltransplantation den Kleinen und ihren Eltern sehr viel abverlangt.

Auch der mehr als 65 Jahre ältere Ralf Rambach weiß, was eine solche Behandlung bedeutet. Ihm wurden damals eigene Stammzellen entnommen – und nachdem die hochdosierte Chemotherapie die bösartigen Zellen, aber auch sein gesamtes Immunsystem zerstört hatte, wieder zurückübertragen.

„Man wird so angreifbar und verletzlich“, erzählt er. „Ein seltsames Leben ist das. Sehr abgeschieden.“ Die Patienten liegen in isolierten Zimmern, die durch spezielle Filter oder durch Überdruck möglichst keimarm gehalten werden. Niemand darf ohne Mundschutz und desinfizierte Hände die Räume betreten – und auch die Ernährung ist eingeschränkt. „Schäl es, koch es, oder vergiss es!“, heißt der Merksatz, den die Patienten ständig zu hören bekommen. Keine Nüsse, weil die Pilze enthalten können, keine Süßigkeiten, Zucker ist ein perfekter Nährboden für Keime, und so geht es immer weiter.

VOM WOCHENLANGEN LIEGEN

schwinden zudem die Muskeln. Für jemanden, der einmal 900 Soldaten kommandiert hat und danach jahrelang als Geschäftsführer und Sanierer in mittelständischen Unternehmen den Ton angab, ist das schwer zu verkraften. „Ich war ein Machertyp“, sagt Rambach.

Nachdem ihn die Ärzte aus dem Krankenhaus entlassen hatten, warf er sich wieder in seine Arbeit. „Ich wollte allen zeigen, dass ich wieder voll da bin“, sagt Rambach. Das Problem war nur: Es stimmte nicht.

„Ich war nicht mehr so leistungsfähig“, erzählt er. „70- oder 80-Stunden-Woche, das ging nicht mehr.“

Irgendwann kam es zum Absturz: Rambach fuhr an einem Septembermorgen zur Arbeit – und plötzlich wusste er nicht mehr, warum er eigentlich im Auto saß. „Alles, was mit meinem neueren Berufsleben zu tun hatte, das war wie gelöscht“, erzählt er. Erst Monate der Psychotherapie brachten das Erlebte wieder zurück. Mit dem Berufsleben hat Rambach seither abgeschlossen. Einige Jahre arbeitet er nun schon ehrenamtlich als Vorsitzender der Patientenorganisation Deutsche Leukämie und Lymphom-Hilfe.

„Mein neues Ich anzunehmen war mindestens so hart wie die Krebstherapie selbst“, sagt Rambach. „Mein Glück war nur, dass ich ein grundoptimistischer Mensch bin“, fügt er hinzu und lächelt breit. Seine Ehefrau werfe ihm zwar manchmal vor, dass er „ein großer Verdränger“ sei, sagt er. „Manchmal tut Verdrängen aber auch ganz gut.“ ■